

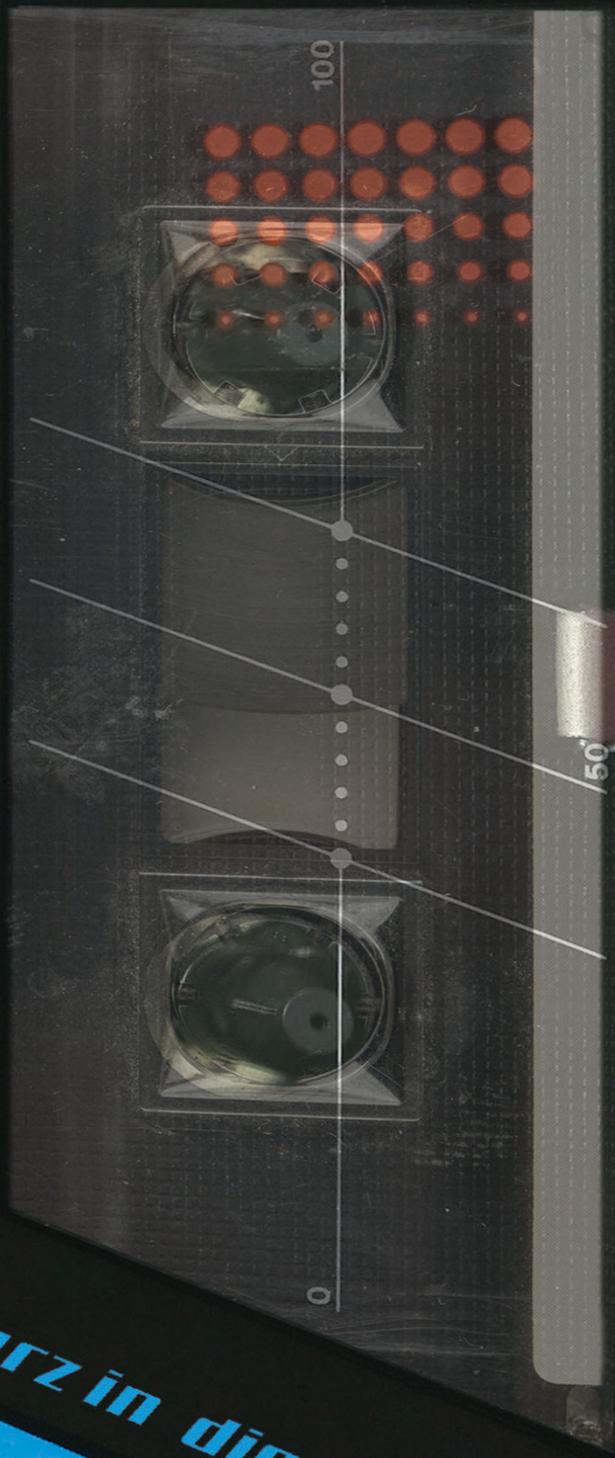
FRANK GOOSEN

SWEET DREAMS



Rücksturz in die Achtziger

KiWi



PLAY

REW

FF

Frank Goosen

Sweet Dreams

Rücksturz in die Achtziger



Kurzübersicht

- > Buch lesen
- > Titelseite
- > Inhaltsverzeichnis
- > Über Frank Goosen
- > Über dieses Buch
- > Impressum
- > Klimaneutraler Verlag
- > Hinweise zur Darstellung dieses E-Books

Inhaltsverzeichnis

Teil 1: Der Papst auf Prosper-Haniel

Meine Achtziger

Teil 2: Don't you want me

Vielleicht bin ich verwundert

Für eine Solovioline eine echt säuische Stelle

Shake Hands

Eine Brücke über unruhiges Wasser (alt. Take)

Unheimlich schön

Was kann schöner sein?

Mixtape

Teil 3: Das Jahr, in dem wir neunzehn wurden

Januar: Inversionswetterlage

Februar: Moonboots

März: Umme Ecke

April: Axel

Mai: Vollmond

Juni: Vierundfünfzig Steine

Juli: Die Ulli

August: Gamechanger

September: Geld für nix

Oktober: Jemand zu Hause?

November: Klinikum

Dezember: Der erste gute Vorsatz

Teil 4: Zimmer mit Aussicht

Wohnen mit Egon
Der Geruch der Achtziger
Wohnen da eigentlich Vögel drin?
Stück noch geradeaus!
Mein Mauerfall

Teil 5: Jump, Shout, Relax

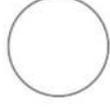
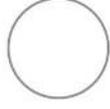
Schloss aus Sand
Warten auf Springsteen
Kommst du mit?

Dank

Veröffentlichungsnachweise

zurück

**DER PAPST AUF PROSPER-
HANIEL**



TEIL 1:

Meine Achtziger

Als die Achtziger ausbrachen, war ich dreizehn, und als sie zu Ende gingen wie eine Krankheit, von der man sich erholt, war ich vierundzwanzig. In den Achtzigern passierte für mich vieles zum ersten Mal: Ich bekam meinen ersten Zungenkuss, war das erste Mal betrunken, blieb im zehnten Schuljahr sitzen (wegen Mathe, Latein, Französisch und Claudia), verlor meine Unschuld, machte Abitur und Führerschein, baute meinen ersten Unfall und versuchte mich an meinem ersten Roman.

Für das Ruhrgebiet waren die Achtzigerjahre eine Zeit des fortgesetzten Umbruchs. Das Alte war noch nicht ganz weg, das Neue noch nicht da. Was das Neue sein sollte, weiß man bis heute nicht so richtig. Noch im April 1980 unterzeichneten Vertreter der Vereinigung Deutscher Elektrizitätswerke und des Gesamtverbandes des deutschen Steinkohlebergbaus den zweiten Kohle-Strom-Vertrag. Bis 1995 sollte die Verstromung heimischer Kohle nicht nur sichergestellt, sondern ausgebaut werden. Die Mehrkosten der Wirtschaft, die auf die günstigere Importkohle verzichtete, sollten durch den sogenannten »Kohlepfennig« aufgefangen werden. Zum ersten Mal seit 1974 verzeichnete der Ruhrbergbau wieder mehr Neueinstellungen als Abgänge.

Ich selbst hatte andere Dinge im Kopf. In Bochum, wo ich 1966 auf die Welt geworfen worden war, hatte die letzte Zeche 1973 geschlossen. Ich hatte keine Verwandten auf irgendeinem Pütt, mein Großvater väterlicherseits und mein Onkel waren zwar noch eingefahren, aber der Großvater war schon 1967 gestorben, und mein Onkel verdiente sein Geld längst bei Krupp. Mein Vater hatte sich als Elektriker selbstständig gemacht und ein paar Jahre lang daran geglaubt, dass alles besser werden würde, weshalb es bei uns zu Hause keine Eichen-Schrankwand im Stile

des Gelsenkirchener Barock gab, auch keine Blümchentapeten oder Linoleum auf dem Küchenboden, sondern eine schwarz-weiße Wohnzimmertapete mit fast psychedelischem Muster, dazu eine weiße Ledergarnitur und ein hochmodernes Schrankensemble mit Vitrine, schwarzen Türen und stahlfarbenen, senkrechten Streben. Der Fernseher war ein Top-Teil von Nordmende, und statt einer mehrarmigen Hängelampe beleuchteten drei große orange Scheinwerfer, die an der Wand mit der auffälligen Tapete angebracht waren, diese Szenerie des Zukunftsoptimismus und der Aufstiegshoffnung. Im Korridor (woanders auch gern *auf der Diele*) stand eine wuchtige, mehrteilige Stereoanlage auf weißen Regalbrettern, an der Wand hing ein Kasten (wieder in Orange) mit Knöpfen und Lämpchen, von wo mein Vater die in der Küche sowie dem Wohn- und Schlafzimmer verteilten Kleinlautsprecher ansteuern konnte.

Mein Jugendzimmer war ein Traum in den Modifarben der Siebziger. Es gab Braun und Beige und, natürlich, Orange, dazu einen Sessel mit Cordbezug und einen gelben Kleiderschrank mit weißen Griffen. Darauf hatte ich einen Aufkleber gepappt: *Caramac bringt auf Zack!* Unter der Decke sorgten zwei verkleidete Leuchtstoffröhren für eine nicht gerade teintschmeichelnde Vollaussleuchtung.

Ende April 1980 hatte ich Konfirmation. Auf einigen unscharfen Fotos sieht man mich in einem dunkelblauen Samtanzug und einem hellblauen Hemd mit Fliege vor der Tür unseres Hauses an der Alleestraße stehen, immer alles schön mittig, nur keine ungewöhnlichen Perspektiven! Da ich noch zwei Ommas und einen Uroppa hatte, dachte ich einen Tag später: Ich werde in meinem Leben niemals arbeiten müssen! Ich war unfassbar reich und legte mir endlich eine halbwegs ordentliche Musikanlage zu, da es bisher nur für einen *Mister Hit* gereicht hatte. Hi-Fi-Gourmets legten sich seinerzeit Türme aus Einzelkomponenten zu, ich war eher der praktische Typ und entschied mich für ein Gerät, bei dem ich nicht ahnen

konnte, dass allein die Nennung des Produktnamens mir vierzig Jahre später bei Lesungen bisweilen Szenenapplaus einbringen sollte: die legendäre *Schneider Kompaktanlage*.

An meinem vierzehnten Geburtstag Ende Mai 1980 gewann der VfL Bochum 5:2 gegen Werder Bremen und belegte den zehnten Platz, und zwar in der *richtigen* Liga. Man nennt es nicht umsonst die *gute* alte Zeit.

Auch deshalb: Im September 1980 übertrug das ZDF live aus dem Bochumer Schauspielhaus die Uraufführung des neuen Thomas-Bernhard-Stückes *Der Weltverbesserer* mit Bernhard Minetti und Edith Heerdegen.

Lassen Sie das bitte kurz sacken: die Uraufführung des neuen Stückes eines passionierten Misanthropen im ZDF! Live! Zur besten Sendezeit! Den Anfang des Stückes kann ich immer noch aufsagen: »Das Ei weich, die Sauce süß. Süß die Sauce!«

Der *Spiegel* nannte das Bochumer Theater ein »Pilgerziel« für Theaterfreunde. Kultur statt Kohle. Außerdem war es damals so: Machten wir uns an Mädchen ran, luden wir sie oft nicht ins Kino ein, sondern ins Theater. Peymanns legendäre Inszenierung von Kleists *Die Hermannsschlacht* habe ich bestimmt fünfmal gesehen, mit gefühlt sechs verschiedenen Frauen.

Knapp drei Wochen nach dem *Weltverbesserer* feierte in der *Lichtburg* in Herne der Film *Theo gegen den Rest der Welt* Premiere, ein Dreivierteljahr später folgte *Jede Menge Kohle* von Adolf Winkelmann. Etwa zur gleichen Zeit regten sich viele über den neuen Tatort *Duisburg-Ruhrort* auf, weil Schimanski nicht im Trenchcoat wie Kommissar Haferkamp daherkam, sondern im Parka. Götz Georges erstes Wort im Film ist legendär geworden: »Scheiße«. Okay, dachten wir uns, so wird hier auf der Straße sowieso geredet, warum dann nicht auch im Fernsehen?

Im Mai 1981 eröffnete das Kulturzentrum *Zeche Carl* in Essen, im November folgte *Die Zeche* in Bochum, und am *Theater an der Ruhr* in

Mülheim übernahm Roberto Ciulli. Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, hat Hermann Hesse gesagt, und zu Beginn der Achtziger war eine Menge Anfang im Ruhrgebiet. Das war die eine Seite.

Aber es gab auch eine andere. Im Januar 1982 protestierten 2000 Werksangehörige des Thyssen-Betriebs *Schalken Verein* in Gelsenkirchen gegen die Stilllegung des letzten Hochofens der Stadt. 2500 Beschäftigte von Krupp demonstrierten vor der Villa Hügel in Essen gegen die Schließung der Walzwerksanlagen in Duisburg-Rheinhausen. Die Proteste blieben erfolglos, Tausende verloren ihre Arbeit.

Gleichzeitig war ich zum ersten Mal so richtig verliebt. Ich lernte das Küssen im Bochumer Stadtpark. Am Ort des damaligen Geschehens steht heute ein Stromkasten. Kein Witz. Ich bin sicher, da wird nicht nur Energie weitergeleitet. Sondern neu gewonnen. Wissenschaftler stehen vor einem Rätsel. Ich habe damals schon vermutet, dass meine große Liebe irgendwann alle Probleme dieser Welt lösen wird.

Ich ging zur Tanzschule, aber nicht zum *Tanztreff Bobby Linden* wie meine Eltern, sondern in einen privaten Tanzzirkel, der in der *Villa Harmonie* abgehalten wurde. Unsere Tanzlehrerin spielte eine kleine Rolle in dem Film *Die Heartbreakers* über eine Beat-Band im Ruhrgebiet der Sechziger, der 1983 in die Kinos kam und wegen dem wir uns alle (also wir Jungs) in Maria Ketikidou verknallten, nachdem uns zuvor Sophie Marceau in *La Boum* schlaflose Nächte bereitet hatte.

Aber Sophie Marceau – das war die große, weite Welt. Vor der Haustür sah es anders aus. Was heute als Klischee verschrien ist, war damals Wirklichkeit: Alte Frauen in Haushaltskitteln saßen in ihren winzigen Gärten, daneben Männer in kurzen Hosen und mit freien Oberkörpern. Die jüngeren Frauen trugen gewagte Bikinis, die Männer gerne Schnäuzer, und die Haare bitte aufwendig frisiert, bei den Herren vorne kurz und hinten lang, bei den Damen aufgetürmt oder asymmetrisch oder Kurzhaar mit Stirnband. *Physical* ist eine schlimme Nummer, das Video

ganz fürchterlich, aber Olivia Newton-John mit ihren kurzen Locken und dem weißen Ding um ihre Stirn macht mich immer noch ganz nervös.

Meine schon mit Anfang dreißig ergraute Mutter trug ebenfalls Kurzhaar, aber unaufwendig, mein Vater Fassong (muss ich so schreiben, die französische Version bekomme ich einfach nicht hin). Modisch ließen sie sich gerne mal zu Entgleisungen hinreißen, die meinem pubertierenden Ich peinlich waren. So trug mein Vater etwa eine Zeit lang einen weißen, mit Nieten besetzten Ledergürtel oder braune Stiefeletten. Herrje, denke ich heute, als ich fünfzehn war, waren die zwei sechsunddreißig, und von heute aus gesehen, mit Mitte fünfzig, kommt mir sechsunddreißig vor wie sechzehn, also Nachsicht bitte.

Zu den kleinen Freuden meiner Eltern gehörte ihr Schrebergarten, aber für den war nicht immer Zeit, also kletterten sie manchmal nachmittags aus dem Fenster und stellten Liegestühle auf den Vorbau vor dem Küchenfenster, in dem das Wohnzimmer der Vermieter untergebracht war. Rotstichige Fotos zeigen meinen Vater, wie er sich den Bauch mit der Magenoperationsnarbe tätschelt. Direkt vor der Tür dröhnte die vierspurige Alleestraße, in der anderen Richtung war man nach hundert Metern *auffem Eierberch* oder *auffe Gurke*, dem angeblich weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekannten Rotlichtbezirk.

Ich war einer der wenigen, die zu Fuß zur Schule gingen, jeden Morgen einmal quer durch die Innenstadt. Die meisten meiner Mitschülerinnen und Mitschüler wohnten in den Vororten, die Eltern waren Ärzte, Rechtsanwälte, Steuerberater, Banker und Apotheker oder betrieben irgendeinen Laden. Viele hatten Gärten gleich hinter dem Haus, die brauchten keinen Schrebergarten und mussten nicht aus dem Fenster klettern, wenn sie sich im Liegestuhl erholen wollten.

Im Orwell-Jahr entkam ich der Aufsicht meiner Eltern wenigstens ein bisschen, indem ich eine zugige, im Winter nicht wirklich zu heizende Mansarde im gleichen Haus bezog. Im Januar hatte ich Eisblumen am

Fenster. Außerdem ein gelbes Schaumstoffsofa von IKEA, auf dem irgendwann mein *Erstes Mal* stattfand – wie es sich gehört eine meinerseits etwas hektische, unsichere, peinliche Veranstaltung.

Auf den nach Leistungskursen geordneten Fotos meines Abiturjahrgangs sieht man den ganzen modischen Querschnitt der Achtziger: Christiane mit den blonden Locken und der roten, kurzen, noch zusätzlich hochgekrempeelten Hose; Olaf mit dem Sakko und den weißen Tennisschuhen; Oliver mit der Popper-Welle und den weißen Socken; Dirk mit dem über die Schulter geworfenen Pulli; ich selbst in der obligatorischen Jeansjacke, das Haupthaar bereits so schütter, dass eine komplizierte Frisur schon damals nicht infrage kam.

Ich war achtzehn, als die UdSSR endlich wieder einen Chef bekam, der aussah, als würde er nicht in den nächsten Minuten tot umfallen. Jetzt sollte sich alles ändern, alles mal wieder besser werden. Ein Jahr später flog in Tschernobyl in der Ukraine ein Atomkraftwerk in die Luft, und sogar meine Omma legte sich Jodtabletten zu. Wieder ein Jahr darauf schloss mit *Minister Stein* die letzte Zeche in Dortmund, da half es auch nicht, dass der Papst *Prosper-Haniel* in Bottrop besuchte. In Hattingen wurden die noch verbliebenen Hochöfen der *Henrichshütte* stillgelegt, der letzte Abstich erfolgte kurz vor Weihnachten 1987. Fuhr man früher über die Kosterbrücke, brannte der Himmel. Das war jetzt vorbei.

Für mich selbst dagegen fing so vieles erst mal an, ging es nur bergauf. Ich fuhr jetzt einen Ford Taunus mit vier Türen, runden Lampen und mottenfarbenen Liegesitzen, und zwar nach Holland und nach München, wo ich mit einem Kumpel am Straßenrand im Auto übernachtete. Ich hatte eine Menge darüber gehört, was auf dem Rücksitz eines solchen Wagens alles mit Mädchen laufen sollte, aber was mich anging, blieben das Geschichten wie die von der Spinne in der Yucca-Palme. Es gibt ein Foto von mir, da sitze ich auf der Motorhaube des Taunus vor einem Ferienhaus in Holland, natürlich wieder in Jeansjacke, das war kein Auto

für Sakkos. Den Gaszug musste ich irgendwann mit einem Schnürsenkel fixieren – so ein Auto war das.

Zusammen mit einem guten Freund ging es auf die damals obligatorische Interrail-Tour quer durch Europa. In Paris verzichteten zwei Kanadierinnen auf näheren Kontakt zu uns, als sie hörten, dass wir erst achtzehn waren. In Madrid aßen wir früh am Sonntagmorgen ein *Bocadillo con Jamon*, wobei der Jamon zur Hälfte aus Fett bestand, wahrscheinlich aus den Beständen für besonders naive Gäste. In Lissabon traten uns Polizisten in die Seite, weil man vor dem Bahnhof nicht schlafen sollte, und in Albufeira trafen wir zwei Schwedinnen, die wir schon in Paris und Nizza gesehen hatten.

Ich studierte Geschichte an der Strukturwandel-Uni in Bochum. Damals waren die Gebäude noch nicht bunt angemalt, bei Regenwetter bildeten sich weiße Ränder an den Balkonen aus Sichtbeton und auf dem Forum wackelten die Bodenplatten. Das Mensa-Essen wurde morgens zur Ansicht in eine Vitrine gestellt und sah mittags aus, als könnte es nur noch als Dichtungsmasse benutzt werden. Bevor man essen oder in den *Caféten* der Gebäude etwas trinken konnte, musste man zuerst Dutzende von Flugblättern beiseitewischen. Das heutige *Institut für soziale Bewegungen* hieß damals *Institut zur Erforschung der Europäischen Arbeiterbewegung*.

In Duisburg-Rheinhausen wurden noch mal alte Schlachten geschlagen. Im Februar 1988 bildeten achtzigtausend Menschen eine siebzig Kilometer lange Menschenkette quer durch das Ruhrgebiet, das endgültige Ende für das Stahlwerk konnte aber nur verzögert werden. Vier Monate später hatte das Musical *Starlight Express* in Bochum Premiere. Das Alte und das Neue gaben sich die Klinke in die Hand. Dann fiel die Mauer, und die Achtziger waren vorbei.

In der konfektionierten Erinnerung der Kinofilme und Fernsehserien sind die Achtziger ein quietschbuntes, neonfarbenes Jahrzehnt voller naivem Hedonismus, aber es war auch ein Jahrzehnt, in dem vieles zu

Ende ging. Das Ruhrgebiet trug Kämpfe aus, deren Heftigkeit noch nicht durch Selbstironie abgemildert wurden. Der versöhnliche Blick zurück, die Stilisierung und Ironisierung standen erst meiner Generation, für welche die Achtziger vor allem Aufbruch waren, zur Verfügung.

Als die Achtziger am 9. November '89 endeten, hatte ich noch immer das gelbe Schaumstoffsofa, wohnte in der Nähe des Bochumer Stadions und hatte in meinem Wohnzimmer eine Gasheizung, von deren Ausdünstungen ich regelmäßig Kopfschmerzen bekam. Nicht selten rührten die aber auch von den Getränken her, die ich zu mir nahm. Einmal meinte mich der Vermieter daran erinnern zu müssen, dass ich in seinem Haus eine Wohnung und keine Kneipe gemietet hätte. Schon seit Ende September stand *Lambada* an der Spitze der deutschen Charts.

Ich gehörte in den Achtzigern keinem der Tribes an, war kein Popper, nie Punk, kein New Romantic, Grufti oder Kutten-Hool, wobei ich mit meiner Vorliebe für Jeansjacken Letzteren vielleicht am nächsten stand. Ich war Beatles-Fan und 1982 innerhalb von sechs Wochen erst beim Konzert von Trio in der Bochumer *Zeche* und dann bei Simon and Garfunkel im Dortmunder *Westfalenstadion*. Auf den Familienfeiern war ich umgeben von Männern mit von der Arbeit zu Würsten geschwollenen Fingern und Frauen, denen das Fußfett aus den Schuhen quoll. Alle hatten sie diese Kriegsgesichter und wussten noch, was echter Hunger war, von dem wir Jungen keine Ahnung hatten, wir kannten doch nur Appetit, und das war uns auch ganz recht. An den Männern war alles Arbeit, an den Frauen alles Duldung, selbst wenn sie lachten, wirkte das ernst, außer bei meiner Omma, aber das ist was für ein anderes Buch.

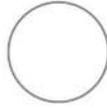
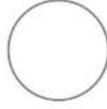
Das war die Welt der Gerdas und Günthers, der Waltrauds und der Heinze, der Irmgards und der Alfreds, wir waren die Franks und Michaels und Christophs und Thomasse, und wir brannten für die Susannes und Sabines, Ankes und Andreas, Birgits und Barbaras, und wenn es nach mir

geht, heißen die Achtziger Katja und Claudia, Freundschaft und Verlangen.

zurück

TEIL 2:

DON'T YOU WANT ME



Vielleicht bin ich verwundert

Die zweite große Pause hatte schon angefangen, aber ich war zum Tafeldienst eingeteilt, und wenn niemand dabei war, versuchte ich das möglichst gewissenhaft zu erledigen, also den Schwamm sauber von oben nach unten zu ziehen und ihn nach jeder Bahn auszuwaschen, damit es keine Streifen gab. Vor Zeugen ging ich sehr viel lässiger vor, um nicht den Eindruck zu erwecken, ich sei ein verklemmter Ordnungsfanatiker und Saubermann. Wenn die anderen zur nächsten Stunde kämen, hätten sie längst vergessen, dass ich es gewesen war, der die Tafel in diesen makellosen Zustand versetzt hatte, und an diesem Tag war es sowieso egal, denn als Nächstes hatten wir in der fünften Stunde Musik im Musikraum und in der sechsten Erdkunde im Erdkunderaum und dann Schluss.

Als ich mit dem Wischen fertig war, sahen meine Finger faltig aus wie nach dem Baden, fühlten sich aber kälter an, und ein unsichtbarer Rest von Kreidestaub bedeckte meine Fingerkuppen. Ich wischte mir die Hände an der Jeans ab, warf noch einen Blick auf die perfekt gereinigte Tafel und war zufrieden mit mir.

Im Treppenhaus traf ich auf Nicole, die ich schon länger ziemlich gut fand. Ich ging aber davon aus, dass da für mich nichts zu holen war. Sie sagte Hallo und zeigte mir dieses Lächeln, das meiner Ansicht nach unter das Kriegswaffenkontrollgesetz hätte fallen sollen. Der Speichel in meinem Mundraum verwandelte sich in Staub.

»Sag mal, hast du die Solo-Platte von Paul?«, fragte sie.

Sie sprach es Deutsch aus, und da ich hormonell verwirrt war, stand ich erst mal auf dem Schlauch. Welchen Paul, der Platten machte, konnte sie meinen? Paul Kuhn? Aber warum solo? In welcher Band war Paul Kuhn gewesen? Hatte der nicht seine eigene? Zwei Sextaner rannten an uns

vorbei die Treppe hinunter. Dass ich verwirrt war, stand mir natürlich ins Gesicht geschrieben, deshalb präzisierte Nicole: »Paul McCartney. Der von den Beatles.«

Wieder sprach sie den Vornamen deutsch aus. Wahrscheinlich konnte ich froh sein, dass sie wenigstens den Namen der Band richtig verwendete.

»Solo-Platte von Paul«, sagte ich. »Da kommen ja einige infrage, McCartney aus dem Jahr 1970, da ist *Maybe I'm amazed* drauf, tolle Nummer, das heißt: Vielleicht bin ich verwundert, und das geht einem ja oft so im Leben, oder *Ram* von 1971, die meiner Ansicht nach unterschätzt wird, vor allem *The Backseat of my Car*, oder meinst du vielleicht *Wings Wild Life*, was ja streng genommen keine Solo-Platte ist, weil er da schon eine neue Band hatte, die Wings nämlich, unter anderem mit Denny Laine, der übrigens hauptsächlich für *Mull of Kintyre* zuständig war, was aber alle ganz selbstverständlich Paul zuschreiben, wie man überhaupt fragen kann, ob die Wings eine richtige Gruppe sind, denn letztlich geht es immer um Paul, und ...«

Nicole hob die Hand, und ich verstummte augenblicklich.

»Wieso redest du so viel?«

»Ich rede zu viel?«, bekam ich heraus und hörte mich an wie einer der schwarzen Vögel, die hinterm Haus meiner Uromma auf der Teppichstange saßen. »Ich versuche einfach, das von dir Gewünschte einzugrenzen, weil da ja so viel ...«

»Vielleicht bin ich verwundert«, sagte sie lächelnd, »aber habe ich mich so unklar ausgedrückt?«

Nie zuvor war mir so deutlich geworden, wie sehr man an den Händen schwitzen konnte. Der Schweiß verband sich mit der noch spürbaren Feuchtigkeit des Tafelschwamms, den ich vorhin geschwungen hatte, durchsetzt mit Resten von Kreidestaub.

»Das würde ich so nicht sagen«, sagte ich, »aber es ist ja tatsächlich eine offene Frage, ob man die Platten der Wings zu den Solo-Platten zählt, ich tue das auf jeden Fall, weil solo heißt für mich bei Paul alles, was er nach den Beatles gemacht hat, denn seien wir mal ehrlich, wenn man mal bei den Beatles war, dann sind doch alle anderen Gruppen, in die man sich begibt, immer nur eine Begleitband für einen Exbeatle, und ...«

Wieder hob Nicole die Hand, wieder riss mein Redeschwall abrupt ab. Sie sagte: »Ich meine die, wo er so guckt wie ein kleiner Junge, den man mit der Hand im Pudding erwischt hat.«

»*McCartney II*, ja, die habe ich.«

Natürlich hatte ich die. Ich war seit letztem Jahr Beatles-Fan, und Mitte Mai war *McCartney II* erschienen, Ende Mai hatte ich sie mir zum Geburtstag schenken lassen.

»Kannst du mir die mal ausleihen?«

»Äh, ausleihen?«

»Ja, okay, ich verstehe, du gibst die nicht so gerne raus. Dann komm doch in den nächsten Tagen mal bei mir vorbei, dann nehme ich sie mir schnell auf.«

Normalerweise war ich in solchen Situationen nicht in der Lage, so richtig schnell zu schalten, aber diesmal schoss mir sofort durch den Kopf, dass eine Verabredung erst in ein paar Tagen absolut unmöglich war, weil ich bis dahin an nichts anderes hätte denken können, und übermorgen schrieben wir Mathe, da musste ich irgendwie versuchen, eine Vier zu kriegen.

»Äh, also, in den nächsten Tagen bin ich ziemlich dicht, was Termine angeht, aber heute Nachmittag könnte ich dich noch dazwischenschieben.«

Nicole sah mich ein paar Sekunden lang an, wobei ihre schönen Schneidezähne ein wenig auf ihrer Unterlippe herumkauten.